



Den Blick für die Not der anderen hat Advije Delihassani von ihrem Grossvater geerbt.



Irgendwann hat Alen Krstic gemerkt, dass es ihm Spass macht, weiterzukommen.

# Sie haben dasselbe erlebt – und sind heute politische Gegner

*Die SP-Seconda Advije Delihassani versteht nicht, wie man als Migrantenkid bei der SVP sein kann. Der SVP-Secondo Alen Krstic sagt: Was die Linke in der Migrations- und der Sozialpolitik vertrete, sei die Utopie einer abgehobenen Parteilite.*

GIORGIO SCHERRER, JAN HUDEC (TEXT),  
KARIN HOFER (BILDER)

Beide sind Kinder von Migranten aus dem Balkan. Beide sind im selben Dorf im Zürcher Oberland aufgewachsen. Beide haben Armut und Ablehnung erlebt. Und beide haben sich nach oben gekämpft, liessen sich einbürgern und kandidieren nun für den Nationalrat.

Politisch sind Alen Krstic und Advije Delihassani jedoch Gegner: Krstic – 34, Betriebsökonom und Sohn einer Putzfrau – tritt für die SVP zur Wahl an. Er sagt: «Die SP ist zur Partei der Cüpli-Sozialisten geworden. Sie ist nicht mehr für die Armen da.» Delihassani (geborene Ajdari) – 42, Projektmanagerin und Tochter eines Elektrikers – will für die SP ins Parlament und sagt: «Wäre ich in der SVP, könnte ich meinen Eltern nicht mehr in die Augen schauen.»

Zwei Secondos mit ähnlicher Biografie, aber entgegengesetzten politischen Haltungen: Wie konnten sie aus vergleichbaren Erfahrungen so unterschiedliche Schlüsse ziehen? Und warum glauben beide, die zehn Prozent Secondos in der Schweizer Bevölkerung besser vertreten zu können?

## I. Herkunft

Als Alen Krstic ein kleiner Junge ist, fehlt seinen Eltern das Geld für die Skischule. Im Zürcher Oberland, wo die Familie wohnt, kauft ihm sein Vater ein gebrauchtes Snowboard – und ein Billett für den Kinderlift. Während sein Sohn sich unsicher hinaufziehen lässt, rennt sein Vater neben ihm den Berg hoch und hilft. «Immer wieder ist er hinauf- und hinuntergerannt in seinen durchnässten Turnschuhen», sagt Krstic. «Er hat mich

da durchgepusht, obwohl er selbst gar nicht fahren konnte.»

Krstics Eltern kommen schon vor den Balkankriegen der 1990er Jahre in die Schweiz, als Saisonniers. Die Mutter putzt hier, seit sie 16 ist. Der Vater – Schreiner, Lkw-Fahrer und Krstics grosses Vorbild – kommt etwas später dazu. Beide stammen aus derselben Gegend im heutigen Bosnien. Ihr Sohn wird in Wald im Zürcher Oberland als Ausländer geboren und mit zehn Jahren erleichtert eingebürgert.

Heute kämpft Krstic gegen erleichterte Einbürgerungen und gehört einer Partei an, die gegen die Aufnahme von Wirtschaftsmigranten wie seinen Eltern ist. Krstic ist Nationalratskandidat auf der Secondo-Liste der Zürcher SVP.

Als Kind habe er erlebt, wie seine Eltern ausgebeutet worden seien, wie sie für wenig Lohn bis spät abends gearbeitet hätten. «Sie haben gekämpft und geschrampt», sagt er. «Es gab kein Backup, keinen reichen Onkel – es war die totale Eigenverantwortung.»

In der Schule sei er als «Jugo-Kind» von den Lehrern ausgegrenzt worden. Als er sich für Lehrstellen bewarb, hiess es: «Stelle schon besetzt.» Seine Freunde – gleiches Alter, gleiche Noten, aber Schweizer Namen – wurden dagegen zum Bewerbungsgespräch eingeladen.

Statt wütend auf die Schweiz ist Alen Krstic ihr jedoch dankbar: für die Arbeit, die Ausbildung, das Leben in Sicherheit, das er und seine Eltern hier fanden. «Hier kann man es nach oben schaffen», sagt er. Man müsse sich dafür als Migrant einfach mehr anstrengen als andere.

Als Kind sieht Advije Delihassani ihren Vater nur wenige Wochen im Jahr. Sie wächst in Čajle auf, einem albanischsprachigen Dorf im heutigen Nordmazedonien. Er ist in der Schweiz, wo er als Saisonnier arbeitet. «Ich habe ihn extrem vermisst», sagt Delihassani. Manchmal nimmt sie einen seiner Pullis aus dem Schrank, umarmt ihn und riecht daran. «Dann hatte ich das Gefühl, dass mein Vater mir ganz nahe ist.»



«Ich weiss, was es heisst, wenn man als vierköpfige Familie mit 4000 Franken im Monat durchkommen muss.»

Advije Delihassani  
Nationalratskandidatin der SP

Trost spendet auch ihr Grossvater, ein Schafzüchter mit einer sozialen Ader. «Er hat auch Hirten angestellt, denen es nicht so gut ging und die deshalb weniger leisten konnten.» Wohlstand sei nicht sein oberstes Ziel gewesen. «Das hat mich geprägt.»

1991 folgt die Mutter mit Advije und ihrem Bruder dem Vater in die Schweiz – so wie damals Tausende aus dem zerfallenden Jugoslawien. «Wir haben uns die Schweiz als Land vorgestellt, in dem das Geld quasi auf der Strasse liegt», sagt sie. «Wir wurden aber rasch mit der Realität konfrontiert.» Der Vater hat zwei Jobs, schuftet als Hilfsarbeiter auf Baustellen. Abends kommt er zwischen 9 und 10 völlig erschöpft nach Hause. Ihre erste Wohnung in Wetzikon muss die Familie bald wieder verlassen, weil die Miete zu hoch ist. In Wald findet sie schliesslich eine günstige Bleibe.

Delihassani findet schnell Anschluss in der Schule, von ihren Lehrern wird sie gefördert. Ausgrenzung habe sie damals nicht erlebt. Um ihre sprachlichen Defizite wettzumachen, liest sich Delihassani quer durch die Dorfbibliothek. Sie löst mehr Hausaufgaben als ihre Mitschüler. Und so erreicht sie am Ende ihr Ziel: Sie schafft es in die Sekundarschule.

«Ich hatte diesen Ehrgeiz, es allen zu beweisen. Ich wollte zeigen, dass ich es packen kann», sagt sie. «Als Migrantin fühlte ich mich ständig auf dem Prüfstand.» Das prägt sie auch politisch. Früh sympathisiert sie mit der SP. «Weil sie sich für Migrantinnen und Migranten einsetzt. Und weil sie sich um die Schwächsten in der Gesellschaft kümmert.» So wie es auch ihr Grossvater in Čajle tut.

## II. Aufstieg

Wenn Alen Krstic an die Schweiz denkt, dann denkt er an seinen Nachbar aus Kindertagen. Ein «Bilderbuchschweizer» ist für ihn der Herr, der Krstics Eltern die Familienwohnung vermietet. «Für meine Schwester und mich war er wie ein Grossvater.» Sind die Eltern bei der Arbeit, passt er auf sie auf.



Die Erfahrungen aus der Kindheit und der Jugend in der Schweiz haben bei Advije Delihassani und Alen Krstic zu gegensätzlichen Wertesystemen geführt.

Sie hören Ländler und spielen Mühle. Dazwischen erzählt ihnen der Nachbar aus der Schweizer Geschichte, von Wilhelm Tell und dem Rütli Schwur. Er habe damals gelernt, was das Schweizersein für ihn ausmache, sagt Krstic: Pünktlichkeit. Dass man zu seinem Wort steht. Und dass man sich durch Leistung nach oben kämpft.

Das tut auch Krstic. Für seine Logistiklehre muss er jeden Tag vier Stunden mit Zug und Bus pendeln. Seither hasst er den öV und liebt das Auto, das für ihn «Freiheit und maximale Individualität» verkörpert.

Nach der Lehre beginnt Krstic zu arbeiten und macht daneben Ausbildung um Ausbildung: Techniker-Abschluss an der Höheren Fachschule, Betriebsökonom an der Fachhochschule, einen Master in Gesundheitsökonomie.

«Als Jugendlicher hatte ich das Gefühl: Ich als Ausländer schaffe das nicht, ich bringe es zu nichts», sagt Krstic. «Irgendwann habe ich gemerkt: Ich bin gar nicht so dumm. Und es gefällt mir, wenn ich weiterkomme.»

Heute steht er kurz vor dem Stellenantritt als Vizeleiter der Finanzabteilung eines Behindertenheims. Wenn der Chef weg ist, wird er für zehn Personen verantwortlich sein. Krstic ist verheiratet, hat zwei Kinder, besitzt mit seiner Frau eine Wohnung und zwei Autos. Er trägt On-Schuhe und eine Mammut-Daunenweste, betreibt in der Freizeit Triathlon. Und wenn jemand ihm sagt, er solle doch dorthin zurück, von woher er gekommen sei, antwortet er: «Geh doch selbst zurück. Ich bin mehr Schweizer als du!»

Kaum ist sie volljährig, will Advije Delihassani Schweizerin sein. Mit 18 lässt sie sich einbürgern. «Ich wollte Teil dieses demokratischen Systems werden und, anders als meine Eltern, voll mitentscheiden können.»

Was sie ebenfalls will: beruflich nach oben. Sie macht die kaufmännische Lehre bei der Post, bildet sich zur Fachfrau im Finanz- und Rechnungswesen aus, macht Weiterbildungen in Rechnungslegung

und Controlling. Dann wird sie Finanzleiterin einer Versicherungsfirma.

«Ich sehe mich als typisches Arbeiterkind, das vom dualen Bildungssystem profitieren konnte», sagt Delihassani. Ihr sei der Aufstieg gelungen. Aber: Nicht jeder habe die Voraussetzungen, um dasselbe zu schaffen. Deshalb müsse man in jedem Job so viel Geld verdienen, dass man davon leben könne – und nicht nur, wenn einem der Sprung in die Mittelschicht gelinge.

Was Delihassani ebenfalls wichtig ist: dass sie Familie und Karriere miteinander vereinbaren kann. Mit 22 heiratet sie einen Mann, den sie in ihrer alten Heimat kennengelernt hat. Mit 26 bekommt sie ihr erstes Kind, anderthalb Jahre später ihr zweites.

Während sie hundert Prozent arbeitet, kümmert er sich um die Kinder und den Haushalt. Dieses Familienmodell sei schon in der Schweiz exotisch und wäre in Nordmazedonien kaum vorstellbar, sagt sie. «Meine Mutter hatte anfangs sogar Mitleid mit meinem Mann. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ein Mann kocht und bügelt.»

Für sie und ihren Mann habe es aber so gestimmt – auch weil die Kita-Kosten sonst mehr als einen ganzen Lohn verschlungen hätten. Das will Advije Delihassani als Politikerin ändern. Im Wetziker Gemeindeparlament hat sie sich deshalb erfolgreich dafür eingesetzt, dass Familien bei den Betreuungskosten entlastet werden.

### III. Politik

Die SVP, glaubt Alen Krstic, habe das Zeug zur Secondo-Partei. Sie wisse es nur noch nicht. «Viele Secondos haben Vorstellungen, die gut zur Partei passen», sagt Krstic. Etwa bei jenen Themen, die ihm am wichtigsten sind: freie Fahrt für das Auto, harte Bestrafung von Kriminellen und eine kritische Haltung gegenüber den Corona-Massnahmen von Bund und Kantonen.

Doch die SVP habe bei Migrantenkindern aus dem Balkan ein Image-

problem – etwa wegen Inseraten wie jenem von 2011, in dem stand: «Kosovaren schlitzten Schweizer auf.» Das Bundesgericht beurteilte das Inserat später als rassendiskriminierend. Auch Untersuchungen des Politologen Oliver Strijbis zeigen: Wer Vorfahren aus dem Balkan hat, lehnt die SVP stärker ab als andere Migrantengruppen – und wählt deshalb etwas häufiger links als rechts.

«Die SVP ist keine rassistische Partei», sagt Krstic. «Aber gegen aussen wirkt es halt schon so.» Das sei der Grund für ihr schlechtes Abschneiden bei Wählern mit Wurzeln auf dem Balkan – und dies müsse sich schleunigst ändern. Beim Thema Secondos müsse sich die SVP bewegen.

Personen mit ausländisch klingenden Namen haben es in der Schweiz besonders schwer, gewählt zu werden. Sie erhalten schlechtere Listenplätze und werden häufiger gestrichen. Und: Je rechter eine Partei, desto stärker ist dieser Effekt. Das hat die Politologin Lea Portmann herausgefunden. Sie spricht von einer «Diskriminierung» von Kandidaten mit Migrationshintergrund. Das will Krstic den Wählern allerdings nicht zum Vorwurf machen. Auch er sei auf Wahllisten schon heruntergerutscht, wohl wegen des -ic im Namen. «Ich sehe das als Auftrag, dass ich die Leute mehr von mir überzeugen muss. Am Ende hat das Stimmvolk immer recht.»

In die SVP eingetreten ist Krstic während der Pandemie. Als Ungeimpfter sei er sich diskriminiert vorgekommen, sagt er. Und die SVP habe dieses Gefühl als einzige Partei ernst genommen.

«Eigentlich bin ich ja ein Sozialer», sagt Krstic. «Im Herzen wäre die SP meine Partei.» Aber was die Linke in der Migrations- und der Sozialpolitik vertrete, gehe zu weit, sei die Utopie einer abgehobenen Parteielite. «Und ich bin eben Realist.» Auf eine Frage kann allerdings auch Krstic keine klare Antwort geben: ob er als Nationalrat dafür stimmen würde, dass keine schlecht ausgebildeten Wirtschaftsmigranten mehr ins Land dürfen. Ob er also jenen Weg in

die Schweiz verbauen würde, den seine Familie einst nahm.

Wenn Advije Delihassani sich über etwas aufregt, dann sind es Secondos, die sich der SVP anschliessen. «Rechte Secondos kann ich nicht verstehen.» Die Kampagnen der SVP hätten die Migrationspolitik um Jahrzehnte zurückgeworfen. Die Partei blende völlig aus, dass die Zugewanderten zum Erfolg der Schweiz beitrügen. Stattdessen mache man sie zu Sündenböcken für jedes erdenkliche Problem – sei es Wohnungsnot, Kriminalität oder Zersiedelung. Auch Delihassani bekommt als Politikerin jenen Rassismus zu spüren, von dem sie als Jugendliche verschont blieb. Etwa in Form von Hassmails, die auf ihre Herkunft abzielen.

Wer ausländische Wurzeln hat, ist in der Schweizer Politik untervertreten. 40 Prozent der Bevölkerung und 15 Prozent der Schweizer Bürgerinnen haben einen Migrationshintergrund. Im Nationalrat sind es nur 6 Prozent. «Viele Migrantinnen und Migranten fühlen sich von der Politik nicht angesprochen. Das müssen wir ändern», sagt Delihassani. Dass die SP die Interessen von Armen und Arbeitern nicht mehr vertrete, bestreitet sie. Schliesslich sei es die SP, die sich für bezahlbare Wohnungen, Kita-Subventionen und Prämienverbilligungen einsetze. Steuersenkungen – ein Kernthema der SVP – kämen hingegen vor allem den Reichen zugute.

In der SP konstatiert Delihassani zwar eine zunehmende Akademisierung. Dagegen hat sie jedoch ein einfaches Rezept: Mehr Menschen wie sie selbst sollten sich in der Partei engagieren. «Ich weiss, was es heisst, wenn man als vierköpfige Familie mit 4000 Franken im Monat durchkommen muss.»

Diese Zeiten sind für Delihassani allerdings vorbei. Sie hat es nach oben geschafft – und wohnt heute in einem Häuschen mit Garten genau vis-à-vis von jenem Wohnblock in Wetzikon, den ihre Familie Anfang der 1990er Jahre verlassen musste, weil sie sich die Miete nicht mehr leisten konnte.



«Die SVP ist keine rassistische Partei, aber gegen aussen wirkt es halt schon so.»

Alen Krstic  
Nationalratskandidat der SVP